

Unverkäufliche Leseprobe aus:

**Brett Archibald**

**Über Bord**

28 Stunden allein im Indischen Ozean

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Irgendwo in der Meerenge Selat Mentawai

Mittwoch, 17. April 2013

2.15 Uhr

Vom überdachten oberen Deck der *Naga Laut* stolpere ich backbord an die Reling und setze mich so der vollen Wucht des Sturms aus. Das Meer tost. Eine Mischung aus Cola und Galle schießt mir die Kehle hoch, doch kaum habe ich sie Richtung Wasser gespuckt, bläst der Wind sie mir zurück ins Gesicht. Ich wische mir den Mund ab, da schicken meine Eingeweide schon eine weitere Ladung, und wieder beuge ich mich über die Reling.

Mit dröhnendem Schädel und einem bohrenden Schmerz im Magen übergebe ich mich ein drittes Mal. Der Blick auf das weiß schäumende Wasser unter mir lässt mich schwindeln. Dann explodiert etwas in meinem Kopf, es fühlt sich an wie ein von der Wirbelsäule kommender Stromschlag im Hinterkopf.

Mein letzter bewusster Gedanke lautet: Wenn ich noch einmal derart kotzen muss, kippe ich um.

Ein Tonnengewicht drückt mir das Kinn auf die Brust. Ich stürze, überschlage mich, werde herumgeschleudert wie in einer Waschmaschine. Warum sind wir als Kinder da nicht draufgekommen, denke ich, Seife in die Waschmaschine, reinkrabbeln und einschalten. Was für ein cooles Spiel wäre das gewesen!

Plötzlich drückt es mir die Knie an die Brust und die Füße an den Hintern, ich bin zusammengekrümmt wie ein Fötus. Einen Augenblick lang fühlt sich das großartig an: wie die Luftblasen um meinen Kopf sprudeln und an meinen Wangen und Augenlidern zerplatzen und wie es blubbert, wenn sie mir aus Mund und Nase strömen. Ich

versuche einen anderen Klang zu identifizieren, der fern und undefinierbar an mein Ohr dringt. Es sind dünne, hohle Stimmen, stelle ich fest, sie erinnern mich an die Telefone, die wir als Kinder aus Blechdosen gebaut haben.

»Arch, wach auf. Wir sind da, wach auf. Wir gehen surfen. Wach auf.«

Tony und JM hören sich erbarmungslos gutgelaunt an, als sie mir lachend Wasser über den Kopf kippen. Dumme-Jungen-Streiche, Fünfzigjährige, die sich wie Schulkinder benehmen, aber solcher Blödsinn ist bei unseren Surftrips an der Tagesordnung.

»Macht mein Bett nicht nass!«, höre ich mich schimpfen. Mit der Sauberkeit und Ordnung meiner Koje nehme ich es sehr genau. »Die Kajüte hat kein Bullauge, das Bettzeug wird nicht mehr trocken.«

Ihr Lachen weicht einem Brausen in meinem Kopf. Plötzlich wird mir bewusst, dass mein ganzer Körper von Wasser umgeben ist, warm drückt es auf Arme und Beine, auf Brust und Hals. Wände aus Wasser erheben sich aus der mich umgebenden Dunkelheit, Wasser schwappt mir ins Gesicht, Wasser steigt mir in die Nasenlöcher und fließt durch meine Kehle.

Ich muss heftig husten und öffne die Augen. Ich wische mir das Wasser aus dem Gesicht und sehe weder Kajüte noch Kumpel. Augenblicklich verschwindet das Traumbild.

Ich befinde mich im Meer, bei vollem Bewusstsein, hellwach. Der Wind heult, um mich tost die Brandung. Etwa dreißig Meter von mir entfernt sehe ich die *Naga Laut*, die sich mit ihren an Ober- und Unterdeck blinkenden Lichtern im Sturm langsam von mir wegbewegt.

Ich will es nicht glauben, das Herz hämmert mir in der Brust. Passt das wirklich? Das muss doch so eine Art außerkörperliche Erfahrung sein. Das ist bestimmt im nächsten Moment vorbei, und dann bin ich wieder an Deck.

Aber es ist kein Traum.

Nein, ich treibe im Meer, mitten in einem Orkan.

Ich höre, wie der Dieselmotor des Schiffs gegen das Heulen des Windes andröhnt, seine beißenden Abgase steigen mir kurz in die

Nase, und wieder stellt sich der Brechreiz ein. Das hier ist ohne Zweifel real, und wie um das zu bestätigen, trifft mich eine Welle unvorbereitet von hinten.

»Hallo!«, schreie ich. Mein Hals fühlt sich so dick an, als hätte ich einen Tennisball verschluckt. Meine eigene Stimme ist mir fremd. »Hallo! Hey, hallo!«, schreie ich so laut, dass mir fast die Lunge platzt. Wie beim Wasserpolo drücke ich meinen Körper so weit wie möglich aus dem Wasser und rudere mit beiden Armen wild über meinem Kopf.

»Baz, hier! Baz!«, brülle ich mehrmals, so laut ich kann. Baz, unser indonesischer Schiffsingenieur, kann mich nicht hören.

Ich rufe wieder. Und wieder. Mein Hals brennt vor Anstrengung. Aber Wellen, Wind und Regen schlucken den Klang meiner Stimme und vernebeln nun auch meine Sicht. Nach Hilfe zu rufen ist völlig sinnlos, der Versuch, das Boot auf mich aufmerksam zu machen, Energieverschwendung.

Ich sehe im hinteren Teil des Schiffes niemanden außer Banger, der bäuchlings auf dem Oberdeck liegt und den Kopf in eine Schüssel steckt.

Niemand hat mich über Bord gehen sehen.

Diese Erkenntnis trifft mich wie ein Peitschenhieb, und meine Gedanken beginnen zu rasen. Instinktiv versuche ich, dem Boot hinterherzuschwimmen.

*Du weißt doch, dass das sinnlos ist.*

Ich bin nicht sicher, ob ich das nur denke oder laut ausspreche.

*Das Boot fährt ... wie schnell? Bei dem Sturm vermutlich etwa sechs-einhalb Knoten. Du wirst es nie einholen.*

Ungläubigkeit. Verzweiflung. Eine grauenvolle Angst macht sich langsam in mir breit.

Dann tue ich etwas, was ich lange nicht getan habe: Ich bete: »Bitte, lieber Gott, bitte, bitte. Mach, dass mich jemand gesehen hat. Mach, dass das Boot wendet und zu mir zurückkommt.«

Ich kann keinerlei Aktivität an Bord erkennen; die *Naga Laut* entschwindet langsam in die Nacht, und ihr Heck wird immer kleiner und kleiner. Meine Halsmuskeln erstarren zu Stein, während ich da-

bei zusehen muss, wie das Boot sich entfernt. Ich wünsche mir so sehr, dass es umdreht, aber es fährt weiter. Und lässt mich allein.

»Bitte ...« Das flüstere ich nur noch. Mein Magen verkrampft sich, drückt gegen die Rippen, macht mir das Atmen schwer.

Ich weiß es. Im tiefsten Inneren ist mir klar: *Ich werde hier sterben.*

Dennoch fange ich an zu zählen.

Ich bin ausgebildeter Segler und weiß, was zu tun ist, wenn ein Mann über Bord geht. Für den Segelschein übt man das Manöver unzählige Male. Man wirft dem Betroffenen einen Rettungsring zu und fängt an zu zählen – *tausendeins, tausendzwei, tausenddrei* ... – um die zurückgelegte Entfernung zu messen, bis der Kapitän das Boot wendet.

*... tausendfünfzehn, tausendsechzehn, tausendsiebzehn ...*

Habe ich eine Chance? Gibt es noch Hoffnung? Hat vielleicht doch jemand gesehen, wie ich über Bord gegangen bin?

*... tausenddreiundzwanzig, tausendvierundzwanzig ...*

In der Dunkelheit verschwimmen die Umriss des Bootes, die Lichter werden schwächer, bis nur noch ein Schimmern bleibt. Ich sehe das Boot in der Ferne, klein wie ein Spielzeug. In diesem rasenden Sturm sieht es so verwundbar aus und ist doch meine einzige Rettung ... die mir langsam entschwindet.

Fassungslos harre ich aus, trete verzweifelt Wasser und ziehe mit ausgestreckten Armen große Kreise durch den brodelnden Schaum. Mein vollgesogenes T-Shirt schnürt sich um meine Brust zusammen, als wollte es mich erdrosseln.

Ich treibe hilflos im Meer, und niemand hat es bemerkt.

»Ich werde hier draußen sterben«, sage ich zu niemandem im Besonderen. »Allein.«

## Die Mentawai-Inseln

Alles fing mit einer E-Mail an, einer Einladung, die man unmöglich ablehnen konnte: Surfen in einem atemberaubenden tropischen Paradies mit den besten Wellen der Welt. Die Idee dazu wurde an einem dieser typischen Männerabende geboren und im Lauf der Zeit nicht nur beim gelegentlichen Bier immer wieder propagiert.

Irgendwann fand sich auch ein triftiger Grund – »Gibt es eine bessere Möglichkeit, seinen fünfzigsten Geburtstag zu feiern?« –, auf den Tony Singleton sich berufen konnte, um seine zehn besten Freunde zum Mitmachen zu bewegen. Der Köder, den er auswarf, war eine Tour auf einem Surfcharterboot rund um die indonesischen Mentawai-Inseln.

Alle zehn Männer waren Südafrikaner Anfang fünfzig und schon seit der Schulzeit befreundet. Einige hatten schon als Fünfjährige gemeinsam die erste Klasse besucht, andere hatten sich im Lauf der Grundschule kennengelernt. Die allermeisten jedoch hatten als Teenager mit Zottelfrisur auf den Fluren und Sportplätzen der Westville Boys' Highschool in Durban Freundschaft geschlossen.

»Los, Jungs, das ist jetzt genau der richtige Zeitpunkt«, hatte Tony gemailt. »Get the feeling!«

Er schrieb, dass er vorsichtshalber schon mal die *Naga Laut* angefragt habe, das Boot, mit dem einige von ihnen schon im Jahr zuvor unterwegs gewesen seien, und nannte Reisedaten und Preise.

»Das ist noch ziemlich am Anfang der Saison, aber wir sind über Vollmond unterwegs. Also sollte es einerseits nicht zu überlaufen

sein, und andererseits werden wir gute Wellen haben. Ich weiß, dass es gerade ein bisschen schwierig ist, aber das wird schon, also schauen wir nach vorn und gehen es an. Seid ihr dabei?»

Bis zum Sonntagabend hatten Niall Hegarty, Craig Killeen, Mark Ridgway, Mark Snowball, Jean-Marc Tostee, Benoit Maingard, Brett Archibald, Eddie Pickles und Tony selbst zugesagt. Nur Weyne Mudde brauchte etwas mehr Zeit, um seine Frau und Kinder davon zu überzeugen, dass eine solche Auszeit mit den Kumpel die geeignete Form war, seinen Fünfzigsten zu feiern.

Sie würden Vorstandssitzungen und geschäftliche Zwänge, Beziehungszwist und erdrückende Hypotheken hinter sich lassen, um eine Reise zu unternehmen, die sie später »Zehn-grüne-Flaschen-Tour« taufte, in Anspielung auf das Bintang, ein ziemlich dünnes indonesisches Lagerbier.

Surfboote in Indonesien sind grundsätzlich sehr teuer, weswegen vor allem eher wohlhabende Leute mittleren Alters sie mieten. An Bord treffen dann häufig Menschen unterschiedlicher Nationalität, die sich untereinander gar nicht kennen, aufeinander. In diesem Fall war es etwas anderes. Auf dem Boot würden alte Freunde, zum Teil seit Jahren räumlich getrennt, wieder zusammenfinden. Die von allen geteilte Begeisterung fürs Surfen würde sie wieder vereinen.

Alle zehn surfte seit ihrer Kindheit, doch wegen familiärer und beruflicher Verpflichtungen kamen sie nur noch gelegentlich in ihrer Freizeit dazu. Die, die an der Küste wohnten, hatten natürlich öfter die Möglichkeit, aber doch nie so oft wie zu Zeiten ihrer jugendlichen Surfbesessenheit, als der warme Indische Ozean der Ostküste Durban sie aus ihren Klassenzimmern lockte.

Das Meer war damals ihre Spielwiese. Im Südafrika der 1970er Jahre, als der Surfchampion Shaun Tomson auf dem Gipfel seines internationalen Ruhms stand, galt Surfen als eine Form der Rebellion, als Sport für Durchgeknallte – ein Ruf, mit dem sich die Jungen identifizierten und der sie verband.

Als Vierzehnjährige trumpten Tony, Weyne, Ed und Mark »Ridgy« Ridgway in Shorts und T-Shirts, das Board unter den Arm geklemmt, auf der hügeligen Schnellstraße vom nördlichen Westville, wo sie

wohnten, zu Durban geschwungenen Sandstränden mit ihren kühlen Brisen. Dort trafen sie auf die anderen, die Tostee-Brüder, Craig, Benoit («Banger« genannt), Niall und Brett, die im Zentrum und Süden von Westville wohnten, und Mark Snowball («Snowman«), der aus dem Vorort Glenwood kam, aber zum »Westville-Boy ehrenhalber« ernannt wurde. Gemeinsam verbrachten sie dann den ganzen Tag beim Surfen. Es war ein freies und extremes Leben. An Wochenenden standen sie um halb fünf Uhr morgens auf und trampften nach Durban zu den noch unberührten Stränden und perfekten Wellen.

Niall Hegarty, der kurz zuvor aus England eingewandert war, bot das Surfen eine Möglichkeit, Freundschaften zu schließen. »Es gab keinen schöneren Anblick, als vom Surfbrett aus den Sonnenaufgang über den Wellen zu beobachten.«

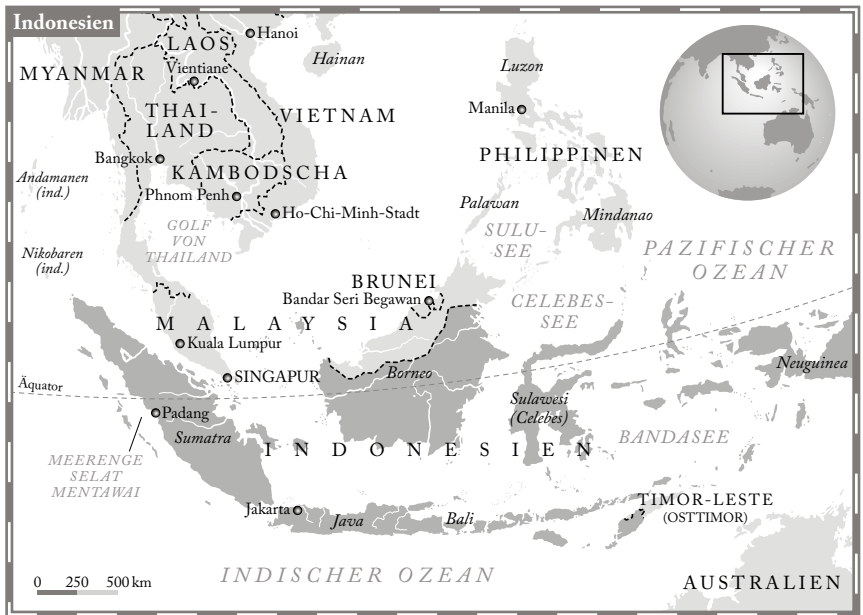
JM, ein Schuljahr unter ihnen, war ihnen auf dem Surfbrett absolut ebenbürtig. Beide Tostee-Brüder waren Wasserratten, JMs jüngerer Bruder Pierre gewann später für das Springbok-Team Surfmeisterschaften. Auch Tony ging mit seinem älteren Bruder zum Surfen und machte mit der ganzen Familie Surfurlaub in Southbroom und an der deutlich wilderen Küste in der Transkei-Region.

Einige der Männer hatten sich im Laufe der Jahre größere Herausforderungen gesucht, waren den Verlockungen ausländischer Surfspots erlegen, und dabei war Indonesien mit seinen blendend weißen Stränden und unvergleichlichen Reefbreaks zu einem ihrer Favoriten geworden. Also waren alle zehn sofort dabei, als sich ihnen die Gelegenheit zum Surfen auf den Mentawais bot.

Die »Zehn-grüne-Flaschen-Tour« war also abgemacht. Diese Bezeichnung blieb auch, als Ed Nickles wegen Verdachts auf Hautkrebs in letzter Minute absagen musste, denn in Gedanken war er natürlich dabei. Und so kamen im April 2013 neun Männer aus mehreren Städten Südafrikas und aus anderen Ländern, in die sie zum Teil in der Zwischenzeit gezogen waren, in Indonesien zusammen: um an einem Ort, von dem sie schon immer geträumt hatten, ihrer Lieblingsbeschäftigung nachzugehen.

Auf der anderen Seite des Indischen Ozeans hatte der im australischen Perth in der Abfallwirtschaft tätige Lyall Davieson im Ja-

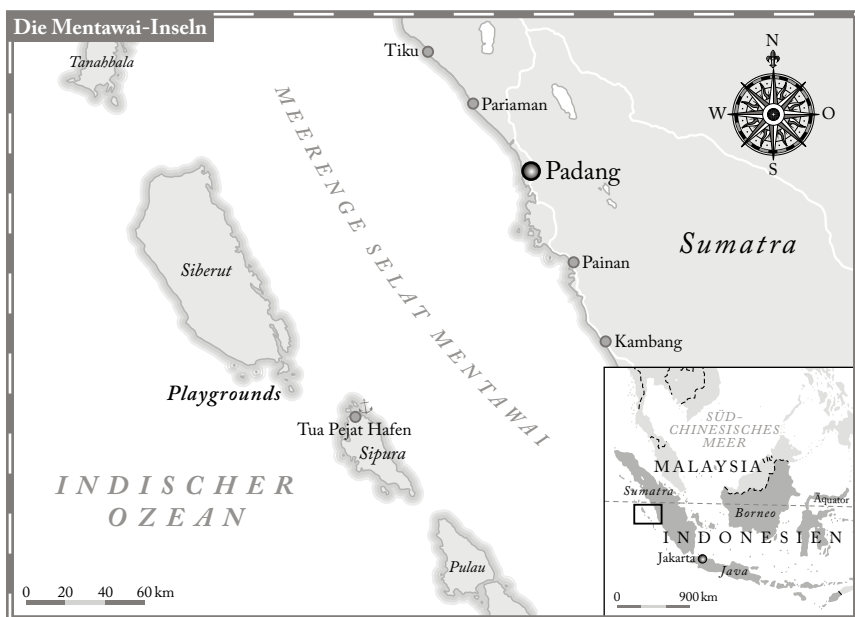




nuar 2013 ein verblüffend ähnliches Projekt auf die Beine gestellt. Er hatte die australische Westküste rauf und runter telefoniert, entschlossen, seinem besten Freund Simon Carlin den Wunsch zu erfüllen, den fünfzigsten Geburtstag mit einem Surftrip zu den Mentawai-Inseln zu feiern.

Es hatte ihn Wochen gekostet, Simons engsten Freundeskreis, eine Gruppe von neun Männern, zu kontaktieren, die sich alle schon aus der Highschool kannten. Die meisten von ihnen waren bereits als Jungen zusammen surfen gegangen, hatten sich an den Stränden von Rottnest Island bei Perth, in der Nähe ihres Wohnviertels Trigg Point, Wettkämpfe geliefert oder ihr Können an den anspruchsvollen Wellen von Margaret River gemessen.

Nach einer Flut von E-Mails war es Lyall schließlich gelungen, abgesehen von Simon auch Colin Chenu, Dave Carbon, Pete Inglis, Jeff Vidler, Justin Vivian, Mark Swan und Gary Catlin zu überzeugen. Sie alle waren erfahrene Surfer, und viele waren bereits auf indonesischen Charterbooten unterwegs gewesen. Doch nun suchten sie eine neue Erfahrung, etwas weniger Standardmäßiges. Sie wollten ihre Fähig-



keiten und Stärken an abgelegeneren Spots und schwierigeren Wellen erproben.

Der zum Reiseorganisator ernannte Lyall durchforstete also all die unwiderstehlichen Mentawai-Angebote im Internet auf der Suche nach einem Bootsvermieter, der zu Außergewöhnlichem bereit war. Was sie brauchten, war nämlich ein ganz besonderer Skipper: einer, der wusste, wo die teuflischen Wellen zu finden waren, der deren Anziehungskraft nachvollziehen und zugleich die damit verbundenen Risiken einschätzen konnte. Ein Mann, der verstand, dass die Jagd nach der perfekten Welle niemals endet.

In der ersten Aprilwoche 2013 ließen die neun Westaustralier ihre persönlichen und beruflichen Sorgen hinter sich und flogen über Bali nach Padang, wo sie mit einem der fähigsten und erfahrensten Skipper des gesamten Gebiets zusammentreffen würden, ein harter, aber guter Typ, der als echter Seebär Respekt genoss: Tony »Doris« Eltherington, ein emigrierter Australier, Kapitän der *Raja Elang* und ehemalige Surfliegende der australischen Gold Coast.

Ganz Indonesien ist berühmt für seine Surfspots. Doch während

Bali als Hochburg der Reichen und des Massentourismus gilt, sind die Mentawai-Inseln mit ihren Riffen und Buchten für Surfer der Heilige Gral. Als Inselgruppe innerhalb eines größeren Archipels liegen die rund siebzig Inseln abgeschieden, exotisch und ein wenig abenteuerlich (was zu ihrem Reiz beiträgt) in einem weiten Gebiet verstreut. Die Hauptinseln tragen so schöne, klingende Namen wie Siberut, Nord- und Süd-Pagai und Sipura. Von der Westküste Sumatras sind sie durch eine gefährliche, mehr als hundert Seemeilen breite Wasserstraße getrennt, die Meerenge Selat Mentawai.

Wenn man die Augen schließt und sich die perfekte Inselkulisse vorstellt, könnte glatt ein Bild der Mentawais dabei herauskommen: glitzernd blaues, glasklares Wasser, weiße Puderstrände, umgeben von Korallenriffen und tropischem Regenwald, wild und unerschlossen. Doch diese Schönheit hat ihren Preis.

Die Inseln liegen nämlich auf dem Sundagraben, einer seismisch hochaktiven Zone, die für regelmäßige Erdbeben und damit einhergehende verheerende Tsunamis verantwortlich ist. Kleinere Beben, die Menschenleben kosten, ereignen sich ständig, doch nur die großen schaffen es in die Schlagzeilen. Das trifft vor allem auf das Erdbeben im Dezember 2004 zu, als ein vom nördlichen Rand der Mentawais ausgehender Tsunami am zweiten Weihnachtstag zu einer der größten Naturkatastrophen seit Beginn der Aufzeichnungen führte. Man schätzte 230 000 bis 284 000 Tote und eine halbe Million Verletzte. Ganze Dörfer wurden ausgelöscht. Mehr als die Hälfte der Toten waren Indonesier. Manche Bewohner der Mentawai-Inseln behaupten, dass die tatsächliche Zahl der Toten in dem Gebiet nie komplett erfasst worden ist.

Mit den Launen der Natur haben die Einheimischen zu leben gelernt. Viel schwerer fällt es ihnen dagegen, mit der modernen Welt zurechtzukommen. Jenseits der Palmen liegen die Probleme des wahren Lebens verborgen: Armut, schlechte Wohnverhältnisse, kaum Infrastruktur, Mangelernährung und epidemische Krankheiten. All das kam mit dem Fortschritt – tatsächlich allerdings erst seit den frühen 1990er Jahren. Zuvor hatten die Insulaner mit der Welt draußen erstaunlicherweise nur sehr begrenzt Kontakt.